

und innigsten ansprechende aller Künste. Sie dringt durch's Ohr direkt in's Herz, ohne erst den Umweg durch's Gehirn machen zu müssen."

"Mir," sagte der Kaufmann, „geht nichts über einen schönen, herzerhebenden Gesang."

"Gewiß," bestätigte Krieger: „Die menschliche Stimme," setzte er hinzu, „ist das wohlklingendste, zu Herzen gehendste Instrument; bei gerissenen Herzenssaiten aber ein das Ohr beleidigender Mißton."

Der Abend brach allmählich herein, und die Männer verabschiedeten sich für diesen Tag.

Neuntes Kapitel.

In bezaubernder Schöne hielt die Nacht ihren Einzug. Der blasser Mond schwamm leise hinter weißen Wolkenschleiern, dem feinsten Gewebe aus der Werkstatt Gottes, womit überaus kunstvoll das dunkelblaue Himmelsgewölbe drapirt war. Wie Schiffchen, mit milchfarbenen Segeln versehen, schwammen tändelnd, vom leisen Zephyr getrieben, die leichten Wolken im azurnen Luftmeer. — Zu verlockend war die Nacht, als daß Krieger ihren Reizen hätte zu widerstehen vermögen. Rasch entschlossen, wendete er vor seiner Wohnung um und lenkte seine Schritte der Küste zu. Lange hatte er am Gestade zu wandeln, bis er ein geeignetes Ruheplätzchen fand. Hier im Angesichte des gestirnten Himmels, in unmittelbarer Nähe des erhabenen, sich durch eigene Wiegenlieder selbst zur Ruhe singenden Meeres stiegen sowohl die paradiesischen Tage

seiner Kindheit, die schönen, auf den Flügeln der Jugendträume verlebten Stunden als auch die mit Mühe verbunden gewesenen Studienjahre, vor seinen begeisterten und dennoch wehmuthsvoll dreinschauenden Blicken wieder herauf.

Stets war Seneca sein Lieblingschriftsteller gewesen, und hatte er denselben so fleißig studiert, daß er ihn fast ganz aus dem Gedächtniß herzusagen vermochte. Die großen und meist tiefen Gedanken dieses Denkers rollten hellleuchtenden Feuerkugeln gleich vor seiner andachtsvoll gestimmten Seele vorüber und erhellten auf Augenblicke die Dunkelheit seines Innern, die Nacht seines Gemüthes. Die zierlichen, an Pfähle geketteten, auf dem Meerestümpfen sich wiegenden Boote veranlaßten ihn zu Betrachtungen über Schicksal und Leben:

„Der große Wechsel und die Ungunst des Schicksals kann nicht so abgewehrt werden, daß nicht, wenn wir große Segel ausspannen, viel Sturm dieselben erfaßt; man muß die Segel einziehen, damit die Geschosse des Geschicks in's Leere hinfliegen, man muß lernen zu enthalten, zu entsagen. Nichts vermag mehr zu unserm Glücke beizutragen, als der Erwerb echter lauterer Weisheit. Ist uns nun aber gar der Gnadenbrief der Natur, ein Fünkchen vom himmlischen Feuer des Genies auf die Lebensreise mitgegeben, so sind wir gegen alle Uebel des Daseins gesichert, gegen die zerschmetternden Schicksalsblitze gefeit. Was weiß der Vulgus von den schlaflos durchwachten Nächten eines Himmelsstürmers, der sich anschießt und erkühnt die uralte Sphinx von ihrem Felsenthron herabzustürzen? Der willensstarke Mensch, der

große Geist allein trägt willig das ihm auferlegte Kreuz und schreitet muthig auf seiner dornenvollen Pilgerfahrt durch des Daseins Qualen der Endstation entgegen. Vor diesem Ende schaudert Ihr? Ist der Tod nicht so natürlich wie das Leben? Schlecht lebt Jeder, der nicht wacker sterben kann. Will das Schicksal mich verfolgen, indem es mir alle irdischen Güter raubt, so sage ich mit Zeno: „Das Schicksal will, daß ich ungehinderter philosophiere.“ Ein begeisterter Augenblick entschädigt für viele Stunden der Trübsal. Wie darf ich mich beschweren, wie dürfte ich hiernach unzufrieden mit meinem Loose sein! Hatte ich doch Momente der Begeisterung in Menge! Und in solchen lichten Augenblicken schrieb ich Gedanken nieder, die der Aufbewahrung wohl würdig waren und sind. War ich nicht stets auf's Außerste bemüht, mich aus der Menge herauszubilden und durch irgend ein Talent mich, wenn auch bescheiden, bemerkbar zu machen? Was bezweckte ich aber anders hierdurch, als daß ich mich den giftigen Pfeilen des Neides aussetzte? So viel Bewunderer ich hatte, so viel Feinde hatte ich auch. Doch wo sind meine Bewunderer?“

Mit diesen Worten schloß Krieger sein umfangreiches Selbstgespräch, und schon lange hatte der eiserne Mund der auf das Meer hinaustönenden Thurmuhr die Stunde der Mitternacht verkündet, als Krieger sein stilles Gemach betrat.

In süßem Traume erschien ihm das liebliche Bild seines einzigen Kindes. Beruhigend wirkte der Schlaf auf seine erregten Nerven. Als Krieger spät am andern Morgen erwachte — plötzlich war das Wetter umge-

schlagen — goß der Regen in Strömen zur durstigen Erde nieder. An ein Baden war daher heute nicht zu denken, und nach dem Stande des Barometers und nach der Aussage der wettererfahrenen Schiffer zu urtheilen, standen, wie es am Meere häufig der Fall ist, mehrere Regentage in Aussicht. Was aber während dieser Zeit auf dieser Scholle Erde in diesem freiwillig gewählten Gefängnisse beginnen? Auf der Felseninsel erreichte die Welt ihr Ende, und um der immer wieder anklopfenden Langweile zu entgehen, mußte, wohl oder übel, zu den mitgebrachten Büchern gegriffen werden. Durchaus trostlos war die Lage unserer Freunde nun nicht, da ja heute Otto Rosengold eintraf, von welchem neuer Stoff zu weiterer Unterhaltung in Menge zu erwarten stand.

Das Meer ging hoch, dennoch hatten die sich thürmenden Wellen den kühnen Kapitän des „Helgoland“ von der gewagten Fahrt nicht zurückzuhalten vermocht. Am Nachmittage langte das Fahrzeug unversehrt an, welches neben Anderem auch den Maler der Insel zuführte. An der Lasterbrücke standen Wiedermann und Rosengold zum Empfange des Künstlers bereit. Vater und Sohn lagen sich, freudig bewegt, in den Armen. — Der verregnete Abend wurde in Kriegers Wohnung bei perlendem Nebensaße und belehrender Unterhaltung auf's Schönste verbracht. Das Aeußere des Malers entsprach genau der vom Vater gegebenen Beschreibung. Bei Otto bewährte sich das talmudische Sprichwort: „Sieh nicht auf das Geräth, sondern auf seinen Inhalt.“ Wie es den Anschein hatte, lag in schlichter Hülle eine kostbare Perle verborgen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Unterhaltung, nachdem die Förmlichkeiten erledigt, sich nur auf dem Gebiete der Kunst, besonders der Malerei bewegte.

„Unbestreitbar,“ sprach mit sonorer Stimme unter anderm der Künstler, „bildet die Portraitmalerei den Gipfelpunkt meiner Kunst. Das schönste Thier, das die Natur — deus sive natura — hervorgebracht hat, ist der Mensch, sein schönster Theil das Haupt und in diesem das wunderbarste sein Auge. Die Malerei ist eine Zeichnung mit Farben gefärbt, wie sie die Natur uns zeigt.“

„Nicht doch,“ entgegnete unser Narr. „Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, sagt Göthe, er soll gewissenhaft gegen die Kunst sein. Durch die treue Nachahmung der Naturentsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer Lob verdienen. Das Resultat einer echten Methode,“ fuhr er erläuternd fort, „nennt man Styl, in Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist; deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken.“

Trotz der fesselnden Unterhaltung war unser Pfarrer sichtlich verstimmt. Er war nicht bei der Sache. Traumversunken saß er da. Als hierüber verwundert, Rosengold sich nach der Ursache der Zerstreuung und Betrübniß erkundigte, sprach mit gepreßter, von Thränen begleiteter Stimme der edle Seelenhirt: „Ich bin ein unglücklicher, tief zu beklagender Vater. Hugo, mein mißrathener Sohn,

hat mir schon Verdruß in Menge bereitet. Ich ließ ihn das Gymnasium absolviren und schickte ihn auf die Universität. Die dort verübten liederlichen Streiche, sein lotterbubenartiges Treiben daselbst zogen ihn dergestalt vom Studium ab, daß ich mich — so schmerzhaft und betrübend es auch war — genöthigt sah ihn mit einer niedrigeren Carrière abschließen und ihn Veterinärarzt werden zu lassen. Sein Fach jedoch versteht er so gründlich, daß es ihm in wenig Jahren gelang sich eine umfangreiche Praxis zu erwerben. Allein wie gewonnen, so zerronnen. Jeder Schürze läuft er nach, und habe ich schon Tausende, wollte ich ihn nicht der Blamage anheimfallen lassen, der Schande preisgeben, im Geheimen auf dem Altare seiner Ausschweifungen opfern müssen. In anziehender, schöner, wohlgeformter Schale liegt leider ein vom Krebs zerfressener Kern — seine gemeine Seele. Ein vor einigen Stunden aus der Heimath angelangter Brief stößt dem Faß ganz und gar den Boden aus. Meine Frau theilt mir nämlich schwerbewegt mit, daß unser ungerathener Sohn sogar die sittsame Tochter meines braven Lehrers verführt und der Vater des Opfers, ob dieser Schandthat, schon den Anlauf genommen habe, sich das Leben zu nehmen, welches ungeheuere Unglück, Gott sei Dank, noch rechtzeitig verhütet worden sei. Was soll ich nun thun? Was beginnen? Wie ist dem Uebel abzuhelpen? Rathen Sie mir doch, rathen Sie einem sehr unglücklichen Vater."

"Der Knoten ist leicht gelöst," sprach mitleidsvoll unser Narr, „die beiden werden ein Paar.“ Rosengold und Sohn pflichteten bei.

„Das ist nicht so einfach, meine Herrn, wie Sie glauben; im Gegentheil, es ist unmöglich. Das bis jetzt Ihnen Mitgetheilte, so schlimm es auch klang, ist ein Scherz gegen das, was ich jetzt Ihnen mitzutheilen im Begriffe stehe. Frau Venus trägt auch vergiftete Pfeile im Köcher, und einer dieser Widerhaken sitzt schon lange im Marke meines — Sohnes. Der Unhold ist nämlich von der Syphilis bis in die kleinsten Poren angesteckt. Mein Sproß, welcher der Stolz meines Alters sein sollte, ist zur wandelnden Fäulniß geworden. Sein Hedonismus hat ihn an den Rand des Grabes gebracht. Hugos Leiden ist unheilbar, er ist unrettbar verloren. Sie schauern? Wehe mir!“

Die Zuhörer schwiegen und hielten die hervorbrechenden Thränen mit Gewalt zurück.

In salzige Tropfen war das Antlitz des Pfarrers gebadet, und lange kam kein Wort über die zitternden Lippen.

„So undankbar können Kinder sein?“ versetzte Rosengold.

„Undank ist der Welt Lohn,“ sprach Biedermann und fuhr fort: „Die Späßen, welche in des Winters starrer Kälte am Tische des Mitleids mein Brot aßen, stahlen mir in des Sommers Gluth meine für den Winter bestimmte Nahrung. Meine täglichen Ermahnungen schlug der Leichtsinrige in den Wind. Alle Güte war vergebens. Den Stempel der Undankbarkeit trugen seit Jahren die meisten seiner Handlungen. Undankbarkeit ein bitteres Wort; doppelt bitter, wenn von Kindern gegen den Urheber ihrer Tage, gegen ihre größten Wohlthäter begangen.“

Die Herrn sehnten sich nach Ruhe. Auch Krieger hatte heute einen Brief von Dora erhalten. Die soeben vernommene Hiobspost hielt ihn jedoch vom Vorlesen des erfreulichen Schreibens ab. Dem zartfühlenden Narren war es unmöglich durch Aeußerung seines Glückes in den Becher der Wehmuth noch einen Vermuthstropfen zu tröpfeln. Die Publikation des Briefes verschob er daher auf eine gelegenere Stunde. Die Freunde verabschiedeten sich, und wiederholt las Krieger die lieben Zeilen, welche lauteten:

„Herziges Väterchen!

Unsere Stadt ist in Aufruhr, in freudigem Aufruhr. Unser Magistrat wurde vor einigen Tagen von der Durchreise unseres allberehrten Landesvaters in Kenntniß gesetzt und traf deßhalb große Vorbereitungen zum Empfange unseres Fürsten. In einfacher Karosse fuhr der sich seines Werthes wohlbewußte, gütige und weise Regent, während ein zahlreiches Gefolge in Gala den Souverain umgab. Das Bewußtsein eigener Größe macht anspruchlos und bescheiden. Auch in meine Einsamkeit drang der überlaute Jubel der vielköpfigen, sehr gemischten Menge. Knäuelartig drängten sich die Menschen. Besonders groß war der Andrang in den Straßen, welche Hoheit durchfuhr. Du kennst Deine Dora sattsam, um wissen zu können, wie sie für ihren Landesfürsten schwärmt. Bist Du doch auch ein Verfechter des monarchischen Princips. Um keinen Preis jedoch, hinge selbst das Glück meines Lebens davon ab, vermöchte ich mich vorzudrängen, um in auffälliger, unschicklicher und tactloser Weise, selbst diese erlaubte Neugierde befriedigen zu wollen.

Weißgekleidete Jungfrauen, wie ich nachträglich erfuhr, leierten lange, wässerige Gedichte her, um, da es doch den meisten derselben an eigenem Werthe gebricht, einst sich rühmen zu können, auch einmal in der Nähe des Fürsten gestanden und huldvollst von ihm angelächelt worden zu sein. Ach, diese eitlen Dinger! — Wie sehne ich mich nach Dir, geliebter Vater. Wann darf ich wieder einen Kuß kindlicher Liebe auf Deine Weisheit sprudelnden Lippen drücken? Bleibst Du noch lange fern? Nicht mit einer einzigen Zeile hast Du mich bis jetzt erfreut. Du hast mich doch noch lieb? Ja, ich kann unbesorgt und ruhig sein, denn ich weiß, ich bin Dein erster und letzter Gedanke. Meine Gefühle sind egoistisch, wirst Du sagen, doch diesen unegoistischen Egoismus halte ich für erlaubt, deshalb rede ich ihm auch frei und ungenirt das Wort. Der Trubel und der Lärm während der Anwesenheit des Monarchen hielt mich sehr vom Lesen ab. Beim Säubern Deines Studierstübchens fiel mir jedoch zufällig Epiktets „Handbüchlein der Moral“ in die Finger und konnte ich — trotz Deines Verbots philosophische Bücher zu lesen — meiner weiblichen Neugier nicht widerstehen, und da ich Dein Mißfallen an allzuhäufigen Citaten kenne, sei es mir erlaubt nur folgende Stelle Dir übermitteln zu dürfen:

„Als man Epiktet fragte, wie er sich an einem Feinde rächen würde, sagte er: Indem ich mich in die Lage setze, ihm möglichst viel Gutes erweisen zu können.“

„Nun Väterchen,“ schrieb Dora ferner, „wie gefällt Dir diese Perle? Verstehst Du nicht Gutes von Schlechtem zu unterscheiden? Und bei alldem: Wie

tief stehe ich unter Dir — Du weiser Narr — wie tief,
wie tief! Erfreue bald mit einem Deine nahe Ankunft
meldenden Briefe

Deine Dich bis in den Tod liebende Tochter
Dora.

Zehntes Kapitel.

Naßkalt und trübe kam auch der folgende Tag
herangezogen. An einen längeren Aufenthalt im Freien
war wiederum nicht zu denken. Da Krieger im Laufe
des Vormittags keinen Besuch zu gewärtigen hatte, so
nahm er die günstige Gelegenheit wahr und schrieb
seiner Tochter:

„Liebe Dora!

Deine beiden Briefe haben mir nicht wenig Freude
bereitet. Mit Recht habe ich von jeher behauptet, daß
die Vorsehung, welche mich oft hart genug mein Leben
lang gezüchtigt, doch auf andere Weise mehr, als ich er-
warten durfte, entschädigt hat, und zwar dadurch, daß
sie mir eine Tochter gab, wie Du eine bist. Nicht ohne
besonderen Grund habe ich Dir den Namen Dora „die
Geschenke“ gegeben. Für diese Gabe danke ich täglich
dem Himmel. Mein Lob wird Dich nicht stolz machen,
dafür kenne ich Dich. — Zwei Tage schon bin ich des
anhaltenden Regenwetters wegen aus Zimmer geseßelt
und mit mir in der Abgeschiedenheit allein. In der
Einsamkeit eilen meine Gedanken zu Dir. Auch in der
größten Entfernung — actio in distans — erblicke ich